

Die lange Nacht des großen Shiva – Auf der Suche nach Indien

*Indien faszinierte mich, zog mich an wie ein
Geheimnis, in dem ich mein Schicksal verborgen
ahnte. Ich musste mich auf jeden Fall von allem und
jedem losreißen und dorthin gelangen.*

Mircea Eliade aus »Erinnerungen 1907–1937«

Den ganzen Tag über reißt der Strom der Gläubigen nicht ab. Erwartungsvoll sammeln sich die Menschen auf der breiten Treppe, die steil hinaufführt zum Matangeshvara-Tempel.

In getrennten Gruppen warten Frauen und Männer aus Khajuraho und den umliegenden Dörfern darauf, dass ihnen die Priester endlich Einlass in das Heiligtum gewähren. Die meisten kommen direkt vom Shiv Sagar, einem künstlichen See unweit des Tempels. Dort haben sie gebadet und ihre Kleider gewaschen. Als Opfergabe haben viele von ihnen geweihtes Wasser in silbernen Gefäßen und Blumenkränze mitgebracht. Es ist ein besonderer Tag, dieser 14. Tag des Monats Phalguna – ein Tag der Freude und der Besinnung. Die Dorfbewohner feiern die Hochzeit von Shiva und Parvati und bereiten sich vor auf das Mahashivaratri-Fest, die lange Nacht, in der ihre Gebete und Gedanken allein dem Gott Shiva geweiht sind. Alle wissen, was in den alten Schriften steht. Die Worte Shivas begleiten sie auf dem Weg in den Tempel: »Wer in Zukunft fastet, Nachtwache hält und mich verehrt, wird von allen Sünden befreit und erlöst werden.«

Shiva wird ihnen in dieser Nacht nicht als Zerstörer der Welt entgentreten, nicht als wild tanzender Nataraj, unter dessen Füßen die Erde erzittert. Nein, Shiva wird ihnen als Erlöser begegnen. Er wird sich in jenem steinernen Lingam

manifestieren, der seit über 1000 Jahren unverrückbar im Tempel steht und er wird die Sünden tilgen, welche sie im letzten Jahr begangen haben. Dieser kurzen Begegnung mit dem Göttlichen fiebern die Gläubigen auf der ausgetretenen Treppe entgegen.

Die Dorfbewohner beachten mich kaum. Sie lassen mich stillschweigend teilhaben an diesem für sie so besonderen Tag. Gebannt verfolge ich den Fluss der Farben, der entsteht, als wieder eine Gruppe von Frauen die Stufen zum Tempel hinaufströmt. Die bunten Saris kommen langsam in Bewegung; leises Gemurmel, nackte Füße auf nassem Stein, das entfernte Klingeln der Fußkettchen, schwarzes Haar zu dicken Zöpfen geflochten. Nur eine junge Frau hält kurz inne, scheinbar gedankenverloren, den Blick auf ein unbestimmtes Ziel gerichtet. Dann wird auch sie ein Teil des Stroms und ihre rote Choli löst sich auf im Farbenmeer.

In meinem Kopf ist ein Bild entstanden. Immer wieder habe ich in den letzten Minuten intuitiv die Kamera ausgelöst. Das vertraute Geräusch des Spiegelschlags überlagert für den Bruchteil einer Sekunde alle anderen Geräusche um mich herum. Erst in ein paar Wochen, zu Hause am Leuchttisch, mit den entwickelten Filmen vor mir, werde ich wissen, ob mein Bild tatsächlich existiert. Vorfreude mischt sich mit dem Glück des Augenblicks. Ich bin wieder in Khajuraho, Madhya Pradesh, Indien. Genau hier möchte ich sein, durchdrungen von der Gewissheit, ganz in das Geschehen um mich herum eintauchen zu dürfen, ein Teil dessen zu werden, was ich beobachte und fotografiere.

Der indische Fotograf Raghu Rai spricht mir aus der Seele, wenn er schreibt: »Wenn man durch die Kamera blickt, konzentriert man sich auf eine bestimmte Art und Weise – und in diesen konzentrierten Augenblicken kann man eindringen, entdecken, fühlen und verstehen.«



Magische Momente möchte ich mit den Menschen in Khajuraho, Kochi oder Kanyakumari teilen. Magische Momente habe ich im Sinn, wenn ich wieder und wieder nach Indien aufbreche. Kostbar sind sie, diese Augenblicke verschworener Intensität. Aber magische Momente gehen so schnell vorüber, wie sie entstanden sind. Ich kann sie nicht planen und das macht sie so kostbar. Würde ich sie verbissen suchen, ich würde sie nicht finden. Sie sind Geschenke der Gegenwart.

Wenn ich in Indien bin, habe ich sehr oft das Gefühl, näher am Leben zu sein. Es ist, als könne ich den Pulsschlag des Lebens deutlicher spüren. Indien fordert kontinuierlich meine Sinne. Viele Besucher sind deswegen verunsichert und ziehen sich zurück. Sie vermissen die Schutzschicht zwischen sich und ihrer Umwelt. Indien ist anstrengend und entspannend zugleich, verstörend und anrührend, ungeschminkt direkt und doch voller Geheimnisse.



Indien ist wie kein anderes Land, das ich kenne, ein Kosmos aus Gegensätzen. Schon die geographischen Gegebenheiten könnten nicht extremer sein. Ewiger Schnee, himmelhohe Berge und tiefe Täler prägen die Weiten des indischen Himalaya. Hier leben noch tibetische Nomaden und manche Dörfer sind mehr als die Hälfte des Jahres gänzlich von der Außenwelt abgeschnitten. Im Kontrast dazu gedeiht an der 3000 Kilometer südlich gelegenen Malabar-küste eine üppig-tropische Vegetation, ein Garten, angelegt wie von Götterhand. Die Wüste Thar beherrscht große Teile Westindiens und verlangt von ihren Bewohnern tagtäglich den Beweis ihrer Anpassungsfähigkeit. Andere Regionen sind da großzügiger: der Punjab und Haryana sind wahre Kornkammern.

Die rasant wachsenden Millionenstädte bilden nicht nur den Gegenpol zum indischen Landleben, das Mahatma Gandhi einst als das wahre indische Leben bezeichnete, sie sind

selbst voller Gegensätze. Delhi, Chennai, Bangalore, Hyderabad, Mumbai und Kolkata, allein in diesen 6 Städten leben zusammen 60 Millionen Menschen. Sie sind Schauplätze des indischen Wirtschaftswunders und gleichzeitig Heimat einer wachsenden Armee jämmerlich bezahlter Arbeiter. Jeder Indienreisende schwebt beim Anflug auf Mumbai über endlose Slumsiedlungen hinweg. Auf meinen meist nächtlichen Fahrten vom Flughafen bis in die Innenstadt ist die Armut unübersehbar: Tausende schlafen auf den Bürgersteigen.

Bundesstaaten mit einer erschreckenden Analphabetenrate – Bihar und Rajasthan beispielsweise – stehen in krassem Gegensatz zu Staaten, wie dem seit vielen Jahrzehnten fast ausschließlich kommunistisch regierten Kerala. Hier kann laut Statistik fast jeder lesen und schreiben. Die keralische Tageszeitung ›Malayala Manorama‹ hat die höchste Auflage aller Tageszeitungen in Indien. Auch das Gesundheitssystem des kleinen Staates hat einen hervorragenden Ruf.

Während auf der Inselgruppe der Andamanen und Nicobaren Menschen noch wie in der Steinzeit leben und sich fast intuitiv mit Pfeil und Bogen gegen jeden Eindringling schützen, erklären in klimatisierten Call-Centern in Gurgaon oder Hyderabad hochspezialisierte junge Inder in breitem Südstaatenakzent US-Amerikanern in Louisiana, wie sie ihren neuen Mixer bedienen sollen.

2001 versammelten sich am Zusammenfluss von Ganges und Yamuna in Allahabad mehr als 30 Millionen Menschen auf engstem Raum, um das größte Fest der Welt, die Kumbha Mela, zu feiern. Die Hochwüsten Ladakhs hingegen sind so dünn besiedelt, dass man manchmal tagelang keinen Menschen zu Gesicht bekommt.

Die Kontraste in Indien könnten größer nicht sein: so predigen Jain-Mönche völlige Gewaltlosigkeit und einige unter ihnen, die Digambaras, versuchen sogar auszuschlie-

ßen, durch Bekleidung zufällig Insekten zu töten. Einmal begegnete mir eine Gruppe Digambaras, die splitterfasernackt, mit stoischer Gelassenheit auf einer stark befahrenen Straße in Delhi entlang wanderte.

Den Friedliebenden stehen die religiösen Extremisten gegenüber. Immer wieder kommt es in Indien zu grausamen Eruptionen der Gewalt. Etwa 1992 in Ayodhya, als fanatische Hindu-Fundamentalisten mit bloßen Händen eine fast 500 Jahre alte Moschee zerstörten, weil genau an diesem Ort vor 900 000 Jahren der Gott Rama geboren worden sein soll.

Indische Gegensätze sind oft genug kaum zu begreifen.

Über die Jahre hat sich meine Indienwahrnehmung stark verändert. Als ich vor fast zwanzig Jahren das erste Mal nach Indien reiste, wusste ich so gut wie nichts über das Land. Ich hatte als Kind Rudyard Kiplings ›Dschungelbuch‹ verschlungen und war zusammen mit Mogli und Shir Khan durch die endlosen indischen Wälder gestreift. Verblichene Filzstiftzeichnungen aus dieser Zeit zeigen, dass ich mit Vorliebe reich geschmückte Elefanten gemalt habe. Sie tragen Baldachine, die mit breiten Gurten festgezurret sind und in denen Königinnen und Könige sitzen, die aussehen wie Playmobil-Figuren. In der Schule lernte ich, dass verheiratete Inderinnen am Punkt auf der Stirn zu erkennen sind und das Kastensystem etwas Schlechtes ist. Später dann hat mich Richard Attenboroughs Gandhi-Epos dazu animiert, mich mit Mahatma, der ›Großen Seele‹, auseinander zu setzen. Gandhi war nicht ganz unbeteiligt daran, dass ich den Kriegsdienst verweigerte.

Die bemerkenswerteste unter meinen frühen Indien-Erinnerungen aber ist mit meinem Urgroßvater väterlicherseits verbunden. Er war baltendeutscher Arzt und diente als russischer Offizier im japanisch-russischen Krieg, geriet in Ge-

fangenschaft und kehrte 1905 mit Zwischenstationen in China und Indien ins Baltikum zurück. Aus Indien brachte er meiner Urgroßmutter zwei Miniaturelefanten aus Elfenbein mit, die er nach dreitägigem Feilschen auf einem Basar erworben hatte. Außerdem hatte er ein Pachisi-Spiel im Gepäck.

Die Elefanten gibt es noch – meine Großmutter hütet sie wie einen Schatz. Das Spiel ging in den Wirren des Zweiten Weltkriegs verloren, doch mein Großvater baute es nach und schaffte es sogar, sechs Kaurimuscheln aufzutreiben, was in der Nachkriegszeit nicht so einfach gewesen sein dürfte. Die Muscheln dienen beim Pachisi als Spielsteine. So lernte ich ein uraltes indisches Spiel, das zu Zeiten der Moguln in den Palästen in Delhi und Agra mit lebenden Figuren auf Spielplänen aus Marmor gespielt wurde.

Im Januar 1990 war es dann soweit. Ich flog nach Indien, weil ich Freunde besuchen wollte, die an der deutschen Botschaft arbeiteten. Sie empfingen mich nach indischer Art mit einer Girlande aus Calendula-Blüten. Wenn sie das Auswärtige Amt damals statt nach Neu-Delhi nach Bogota versetzt hätte, wäre ich vielleicht nie mit Indien in Berührung gekommen.

»Wo bin ich gelandet?«, lautet die erste, hilflose Frage, mit der ich mein Indien-Tagebuch eröffne. »Die ersten Eindrücke sind schlichtweg chaotischer Natur: Hupen, Gestank, endlose Straßen – allesamt aufgerissen – Menschenmassen, Dreck und Bettler.« Ich litt unter dem ganz ›normalen‹ Kulturschock, den ein Europäer durchleben muss, wenn er zum ersten Mal in eine indische Metropole kommt. Eine Flut von Eindrücken widersprüchlichster Natur stürzte auf mich ein.

Da waren sie – die indischen Gegensätze! Etwa das luxuriöse Haus meiner Freunde mit etlichen Bediensteten. Darunter Michael, ›Haus-Boy‹ und Koch, dessen Gerichte mir den Schweiß auf die Stirn trieben und der mich als Erster

mit meinem indischen Lieblingsdessert, Shrikand, bekannt machte. Der *Mali* kam in unregelmäßigen Abständen und beackerte in der typisch indischen Hockhaltung – den Kopf zwischen den Knien – den Garten. Es ist mir noch heute ein Rätsel, wie ein Mensch so lange in einer so unbequemen Position verharren kann. Luis aus Tamil Nadu arbeitete als Chauffeur und steuerte den weißen Mercedes meiner Gastgeber mit sichtlichem Stolz durch Delhi. Als er mich auf eigenen Wunsch am zweiten Indien-Tag in der Nähe der Jama Masjid in Alt-Delhi absetzte, stolperte ich aus dem keimfreien Inneren des klimatisierten Wagens in die offenen Arme der verkrüppelten Bettler und Leprakranken. Auch an einen ergrauten Nachtwächter erinnere ich mich. Selbst tagsüber musste er Geld für seine Familie verdienen und kam meist erschöpft in Shanti Niketan an. Also stellten wir ihm eine Liege vor die Tür, damit er sich von seinem Tagesjob erholen konnte.

Wenige Meter vom umzäunten Grundstück des Anwesens entfernt entfaltete sich das indische Leben: Straßenarbeiterinnen in verwaschenen Baumwollsaris, denen der Schweiß aus allen Poren schoss, hoben auch in der Mittagshitze Gräben aus – oft genug trugen sie dabei ein Kind auf dem Rücken; heilige Kühe teilten die Müllsammelplätze des reichen Viertels unter sich auf; Ziegen rissen hungrig Plakate von den Wänden und verspeisten sie in aller Ruhe; fahrende Händler, die altersschwache Holzkarren vor sich herschoben, klingelten an unserer Tür, um ihre Waren, alles, vom Teppich bis zum filetierten Fisch, anzubieten. Polizisten versuchten, wild gestikulierend, unterstützt von Trillerpfeifen, Ordnung in die Verkehrsströme der indischen Hauptstadt zu bringen – eine sehr undankbare Aufgabe.

Bald schon verließ ich Delhi und begann, Indien für mich zu entdecken. Die folgenden Wochen waren angefüllt

mit eindrucksvollen Erlebnissen. Damals wurde der Grundstein gelegt für meine bis heute ungebrochene Indienbegeisterung. Je mehr ich über das Land und die Menschen erfuhr, desto neugieriger wurde ich. Die Tagebucheinträge dieser ersten Reise sind lang und euphorisch. Alles war neu und musste verarbeitet werden. Der letzte, rückblickend geradezu prophetische Satz in diesem Tagebuch lautet: »Indien ist ein Land, das man nicht wieder vergisst.« Wie wahr!

Ein Jahr später reiste ich nach Varanasi und wunderte mich über die Aschepartikel, die unaufhörlich auf die Veranda meines Hotels niedergingen. Ganz in der Nähe befand sich das Manikarnika-Ghat, wo den ganzen Tag über Leichen verbrannt wurden. »Mach dir keine Sorgen«, meinte der Hotelbesitzer. »Asche ist steril.«

In der Folgezeit flog ich fast jedes Jahr nach Indien. Allein 1998 verbrachte ich neun Monate dort – hauptsächlich um zu fotografieren. Drei Jahre zuvor hatte ich mich als



Fotojournalist selbstständig gemacht. Ich konnte mir damals nichts Aufregenderes vorstellen, als zwei Leidenschaften miteinander zu kombinieren: die Fotografie und Indien. Wie in keinem anderen Land waren die visuellen Eindrücke dort von berauscher Kraft. Was für eine Herausforderung für einen Fotografen, aus der Fülle des indischen Lebens Bilder herauszulösen und Gesehenes zu verdichten.

Ein ständiger Reiz waren dabei die Farben Indiens, die sich längst in mein Gedächtnis eingebrannt haben: in der Thar schmücken neongelbe Turbane und rotleuchtende Saris die unzähligen Brauntöne der Wüste. Zur Zeit der Chiliernte scheinen im Nordwesten Indiens dunkelrote Teppiche das Land zu bedecken, während die Reisfelder Keralas in hellstem Grün erstrahlen. In den Färberzentren Rajasthans werden Stoffe seit Jahrhunderten mit Gelbwurz eingefärbt. Hennarot hingegen sind die Mehndis auf den Händen und Füßen der indischen Bräute. Jodhpur ist von alters her die ›Blaue Stadt‹, denn die Häuser im alten Stadtkern sind ultramarin und indigoblau bemalt. Shiva wird blaugesichtig dargestellt, wenn er als Nilkanta in Erscheinung tritt, als Retter der Menschheit, der das Gift des Urmeeres getrunken und das Universum errettet hat. Selbst ein Fest der Farben feiern die Inder: das ausgelassen-anarchische Frühlingsfest Holi. Es ist eine wahre Farborgie, bei der man sich mit gefäbtem Pulver bewerfen darf und bei dem, wenigstens einmal im Jahr, die Frauen den Männern eine Abreibung erteilen dürfen!

Die Farben, die Fülle an Motiven, die schnelle Abfolge von Ereignissen und letztlich auch die Aufgeschlossenheit der Menschen, lassen den Fotografen in Indien aus dem Vollen schöpfen. Nicht zufällig fühlten sich Fotografen-Ikonen wie Henri Cartier-Bresson, Steve McCurry, Raghubir Singh und Sebastião Salgado immer wieder von Indien angezogen.



Die Inder sind ein sehr neugieriges und mitteilbares Volk – das darf man, so glaube ich, etwas verallgemeinernd behaupten. Die fotografische Arbeit wird durch die scheinbar angeborene Kommunikationsbereitschaft der Menschen ungemein erleichtert. Meist folgt auf die erste obligatorische Frage: »What is your country?« ohne Umschweife eine weitere, etwa »How many children?« oder gar »What is your income?«.

Hat man sich innerhalb kürzester Zeit derart angenähert und eine, wenn auch fragile Basis geschaffen, steht ein paar Bildern meist nichts mehr im Wege.

Die Fotografie öffnet mir oft genug Türen in Indien, weil mir Menschen zeigen wollen, wie und wo sie leben, was sie beschäftigt und worauf sie stolz sind. So beschert mir mein Beruf unvergessliche Erlebnisse, was ich vor allem in den letzten Jahren mehr und mehr als großes Privileg empfand.

Oft sind es allerdings die kleinen Begebenheiten, die mir

in Erinnerung bleiben: an der Gangesquelle etwa segnete ein Sadhu meine Kameras. Um seinem Segen Nachdruck zu verleihen, zauberte er kleine Aufkleber aus seinem Bündel und beklebte die Gehäuse mit dem erhabensten Symbol des Hinduismus: der Silbe *om*. In Kolkata fotografierte ich mit einem indischen Fotografenfreund das Queen Victoria Memorial im Abendlicht. Es war ein Sonntag und innerhalb kürzester Zeit waren wir von einem gewaltigen Menschenauflauf umringt. Die beiden Fotografen mit ihren Stativen waren wesentlich interessanter als das Denkmal für die Königin des britischen Empires. Die Polizei musste die Menge auflösen. Auf der Fahrt nach Goa wurde einmal meine gesamte Kameraausrüstung gestohlen und so kam ich in den Genuss, das Polizeirevier von Margao in seiner ganzen Effizienz zu erleben; es dauerte einen kompletten Tag bis sich ein Beamter erbarmte, einen halbseitigen Bericht zu schreiben, den ich für meine Versicherung benötigte. Als er am Abend das Blatt aus der Schreibmaschine zog, fragte er mich spöttisch: »Are you happy now?« Immerhin hatte man mich während meines Wartemartyriums in regelmäßigen Abständen mit Tee versorgt.

Khajurahos Bewohner stimmen sich zwischen den Tempelbauten ihrer Vorväter ein auf die lange Nacht Shivas. Immer mehr Menschen strömen vom Matangeshvara-Heiligtum herüber. Niemand bezahlt an diesem Tag Eintritt, um die anderen Tempel Khajurahos zu sehen. Auf den Rasenflächen und unter den Bäumen sitzen indische Großfamilien. Sie genießen den freien Tag. Kindern zerrinnt neongelbes Wassereis zwischen den Händen. Frauen trocknen die langen Stoffbahnen ihrer Saris, die wie bunte Segel im Wind flattern oder, auf dem Rasen ausgebreitet, abstrakte Muster formen.

Zusammen mit ihren Männern und Kindern flanieren sie in trauter Eintracht mit den Touristen an in Stein verewigten Göttergeschichten entlang. Ungezählte Skulpturen an steil aufsteigenden Tempelfassaden bieten ihnen spannenden Gesprächsstoff, denn Khajuraho ist auch berühmt für die Raffinesse und Sinnlichkeit seiner erotischen Darstellungen. Was für ein opulenter Reigen aus ineinander verschlungenen Körpern! Unwillkürlich fesselt er die Blicke der Besucher, lässt ihnen keine andere Möglichkeit, als immer wieder auf das Unausprechliche zu schauen. Kichern, verschämte Gesten, Lachen. Da blitzen sie wieder auf, die indischen Gegensätze: statt viktorianischer Prüderie eine Hymne auf Lust, Ekstase und Fruchtbarkeit.

Kurz ist die Zeit der Dämmerung in Indien. Rasch neigt sich der Tag dem Ende zu. Die unerbittliche, sengende Sonne verabschiedet sich für ein paar Stunden in einer feurigen Symphonie aus ineinanderfließenden Rot- und Blautönen. Surya, der Sonnengott inszeniert sich hinter den Tempeln von Khajuraho. Dann überlässt er, nicht ohne ein letztes Aufflackern, Shiva die Bühne. Fast kommt es mir vor, als wolle er ihm zu Ehren mit seinem Abgange glänzen.

Mahashivaratri. Die lange Nacht des großen Shiva ist angebrochen. Mahashivaratri: Von Tausenden herbei geseht als Nacht der Hoffnung und des Neubeginns. Mahashivaratri: Wie ein Versprechen legt Shiva diese Nacht über die Ängste der Menschen und durchdringt sie mit seiner Anwesenheit. Hinabgestiegen ist er vom Berg Kailash und hat sich unter jene gemischt, die ihn verehren, die diese Nacht durchwachen werden und um seinen Segen bitten.

Der Fluss der Farben, der den Tag bestimmte und mich am Morgen magisch umspülte, ist den surrealistischen Bildern dieser Neumondnacht gewichen. Der Schein flackernder Öllämpchen schneidet in ihr schwarzes Gewand.

Schatten huschen über konzentrierte Gesichter. Leuchtende Augenpaare senden kurze Blitze in die Dunkelheit.

»Om Namah Shivaya.«

Zuerst kaum wahrnehmbar formiert sich ein Chor aus Frauen- und Männerstimmen. Erst leise und zögernd, dann fest und rhythmisch. Wie eine Welle erfasst mich die Macht des Augenblicks.

Es sind die Erinnerungen an diese Nacht, die mich schließlich zum Schreiben bringen. Der Wunsch, den Bildern, die in Khajuraho und auf anderen Indienreisen entstanden sind, eine Sprache zu geben, ist übermächtig geworden. Also wage ich das Unmögliche: Aus dem Meer der Geschichten einige wenige auszuwählen.

Hat Indien mich nicht gelehrt, dass im Detail immer auch das Ganze zu finden ist?

Ganga Mataji – Der lange Weg zur Gangesquelle

O Mutter Ganga!

Du bist der Halsschmuck auf dem Kleid der Erde.

Du bist es, durch die man den Himmel erreicht.

O Bhagirathi! Ich bitte Dich, möge mein Körper vergehen,

nachdem er an Deinen Ufern gelebt und Dein reines Wasser getrunken hat;

nachdem ihn Deine Wellen geschaukelt und er Deines Namens gedacht hat.

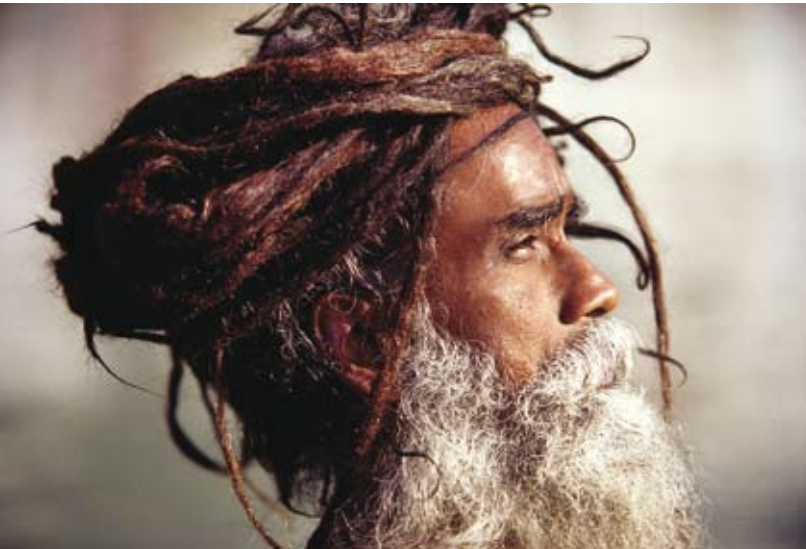
Aus dem Ramayana

Für den gläubigen Hindu ist der Ganges viel mehr als nur Indiens längster Fluss. In liebevoller Hinwendung sprechen die Hindus von Ganga Mataji, der Mutter und Göttin Ganga. Aus den entlegensten Ecken Indiens strömen die Gläubigen an die Ufer des Flusses, um rituelle Waschungen zu vollziehen und Opfergaben zu bringen.

Wenn ich an die Ganga denke, sehe ich Pilger vor mir, die bis zur Brust im eiskalten Wasser stehen und ins Gebet versunken das heilige Nass in die hohlen Hände schöpfen, um es dann als Opfer für die Vorfahren und die Götter in den Fluss zurückfließen zu lassen. Für diese Pilger ist der Ganges der Ursprung der Welt, sein Wasser ist heilig und verspricht Heilung. Gangeswasser wird tausende von Kilometern in weit entfernte Dörfer und Städte getragen, denn bei vielen religiösen Zeremonien findet es Verwendung. Auf seine Reinigungskraft schworen auch Muslime wie der Mogul Akbar. Er trank kein anderes Wasser und ließ es sich in versiegelten Behältern an seinen jeweiligen Aufenthaltsort bringen.



Indische Gegensätze



Sadhu beim Morgengebet in Haridwar

Rechte Seite: Auf Fahnen gedruckte Gebete werden mit dem Wind in alle Himmelsrichtungen verbreitet





Kämpfende Elefanten auf den Paneelen des Chitrashala, Bundis berühmten Pavillon der Gemälde



Farbspiele – Milchmann in Bundi

Linke Seite: Mönche im Gelbmützen-Kloster Tongde in Zanskar